

EMIL ERMATINGER

# *Deutsche Dichter*

1700—1900

Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern

*Erster Teil*

Vom Beginn der Aufklärung bis zu Goethes Tod

UNIVERSITÄTS-VERLAG BONN

# INHALT

Einleitung . . . . .	7
----------------------	---

## Erstes Buch: Die Aufklärung

1. Zwischen Barock und Aufklärung . . . . .	24
<i>Bidermann, Gryphius, Zesen, Grimmelshausen, Hofmannswaldau, Lohenstein, Reuter</i>	
2. Vernunft und Glaube . . . . .	42
<i>Chr. Günther, Brockes, Haller</i>	
3. Glück und Tugend . . . . .	75
<i>Gellert, Hagedorn, Gleim, E. Chr. v. Kleist, Geßner</i>	
4. Klopstock und die Empfindsamkeit . . . . .	103
5. Wieland und die Ironie . . . . .	124
6. Lessing . . . . .	151

## Zweites Buch: Goethe

1. Der Kampf gegen den Rationalismus . . . . .	177
<i>Hamann, Herder</i>	
2. Talent und Genie . . . . .	215
<i>Nicolai, Gerstenberg, Leisewitz</i>	
3. Kraftgenies . . . . .	233
<i>Schubart, Bürger, Maler Müller, Heinse</i>	
4. Gemütvolles Landleben . . . . .	266
<i>Claudius, Hölty, Voss, Fr. Stolberg</i>	
5. Goethes Jugend . . . . .	287
6. Goethe und seine Freunde im Sturm und Drang	318
<i>Lenz, Klingler</i>	
7. Goethe in Weimar . . . . .	352
8. Goethe in Italien und Weimar bis zu Schillers Tode	374
9. Goethe im Alter . . . . .	399
Schriftenverzeichnis . . . . .	430

### 3. KRAFTGENIES

SCHUBART / BURGER / MALER MULLER / HEINSE

*„Ich bin und heiße Kraftgenie,  
Ein Lieblingssohn der Phantasie.“*

*Städlin*

Gottfried August B ü r g e r s Leben fehlt der tragische Zug. Die Sinnlichkeit und Leidenschaft bestimmen es, schaffen ihm kurze Zeit höchstes Glück, bereiten ihm aber auch frühen Untergang. Wenn die ungerechte Einkerkierung die Welt Schubarths Verfehlungen vergessen ließ und ihm die Teilnahme aller Gerechtdenkenden schenkte, so ward das Mitleid mit dem unglücklichen Bürger schließlich durch die Lächerlichkeit überdeckt, der ihn die Blindheit seiner Eitelkeit preisgab.

Als er um seine dritte Frau, die junge Elise Hahn, warb, entwarf er ihr im Februar 1790 in einem mutigen und offenen Beichtbriefe ein wahrheitsgetreues Bild seiner Person und seines Lebens. Der damals Dreiundvierzigjährige nennt sich einen wurmstichigen, mehr als halb verrotteten Stamm. Er beschuldigt sich der Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenlust. „Dies verursacht, daß ich auch in Ansehung dessen, worin ich vielleicht wirklich besser bin als andere Menschen, dennoch nicht gar viel von mir selbst halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben: so muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für das Produkt eines unterstützenden Temperaments halten. So glaube ich z. B. nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, boshaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig usw. bin: aber warum bin ich's nicht? etwa weil ich das alles für Unrecht, das Gegenteil aber für Pflicht halte? Ach, das tue ich freilich: aber darum meide ich wohl nicht jene Laster und übe die entgegengesetzten Tugenden aus, sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weiches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht entspringen!“

Man mag die verhängnisvolle Veranlagung Bürgers auf die Eltern zurückführen. Die Trägheit kann ein Erbteil des Vaters sein, die Sinnlichkeit kann er von der Mutter haben. Aber diese war auch so boshaft und neidisch, daß sie, als die Familie das Pfarrgütchen in Molmerswende verließ, alle Bäume beschädigte, um dem Nachfolger ihres Mannes einen Tort anzutun. Von diesen Eigenschaften hat sich Bürger mit Recht freigesprochen. In Molmerswende im Bistum Halberstadt ist er am 31. Dezember 1747 geboren. Der Vater war dort kärglich besoldeter Prediger. Als er nach einiger Zeit als Adjunkt nach Westorf versetzt wurde, mußte er fünfzehn Jahre warten, bis er Pfarrer wurde. Er überlebte die Beförderung nur ein halbes Jahr.

In dem nachlässig erteilten Unterricht des Vaters wuchs der Sohn auf, besuchte dann die Stadtschule in Aschersleben und trat nach einem Jahre, 1760, in das Pädagogium in Halle ein. Hier erwarb er sich in den drei Jahren, während deren er die Anstalt besuchte, eine tüchtige Kenntnis, vor allem des Lateinischen und Griechischen. Im Mai 1764 ließ sich der Siebzehnjährige als Theologe in Halle einschreiben. Aber bald verdrängte die klassische Philologie die Theologie. Es war ein Verhängnis, daß er hier unter den Einfluß des berühmten Professors Klotz geriet, des von Lessing in den Antiquarischen Briefen gezüchtigen akademischen Scharlatans und Cliquenreiters. Bürger gab sich ihm so zu eigen, daß er ihm noch im Winter 1767 schrieb: „Tu mihi Socrates, tu mihi Plato! — Du bist mir Sokrates und Plato!“ Damals hielt er sich in Aschersleben auf bei seinem Großvater mütterlicherseits, dem bemittelten Spitalprovisor Bauer, der die Kosten seines Studiums bestritt. Die klassische Philologie war ihm jetzt verleidet, und er hatte den Großvater beredet, ihn die Rechte studieren zu lassen. Auf Ostern 1768 ging er als Jurist nach Göttingen. Klotz hatte ihn veranlaßt, bei seiner Schwiegermutter Madame Sachse Wohnung zu nehmen. Das Haus, darin zwei Töchter die Anziehungskraft darstellten, war nicht viel besser als ein Bordell. Die Mieter der Madame Sachse waren meist reiche Russen, die die Taler springen ließen. Bürger machte tüchtig mit, wenn es galt, Amor und Bacchus zu opfern, geriet in Schulden, und der Großvater, nachdem er eine Zeitlang für ihn bezahlt, zog seine Hand zurück. Jetzt war es der allzeit hilfsbereite Vater Gleim, der mit einem Darlehen einsprang. Denn Bürger war in sich gegangen, war ein fleißiger Student geworden, hatte mit den Mitgliedern des Göttinger Hains, vor allem mit Boie, Freundschaft geschlossen und hatte selber, unter dem Einfluß von Percys altenglischen Balladen, volkstümlich derbe Lieder verfaßt, zugleich aber auch die Uebersetzung der Ilias in Jamben und eines großen römischen Liebesgedichtes, des Pervigilium Veneris, begonnen.

1772 hielt er sein Studium für abgeschlossen, und nun übernahm er die Stelle eines Amtmanns oder Gerichtsvorstehers in Alten Gleichen. Er wohnte zuerst in Gelliehausen, von 1774 an in Niedeck. „Glaube nur nicht,“ schrieb er einem Freund, „daß mein Amt ein Katzendreck sei! . . . Ich habe sechs ansehnliche Dörfer unter meiner Gerichtsbarkeit, welche die Obere und Untere . . . in sich begreift, und bin unumschränkter, als ein königlicher Beamter.“ „Ich bin mit meinem Schicksal recht zufrieden,“ hatte er am Anfang Boie bekannt; aber als er sah, wieviel „alte aufgesummte Arbeit“ sein Vorgänger hinterlassen hatte, die er erledigen mußte, begannen seine Klagen, um so mehr als er selber nicht der Mann war, rasch und ordentlich zu arbeiten. Dazu kamen die kargen Einnahmen, mit denen er nicht hauszuhalten wußte. „Ich bin so arm wie eine Kirchenmaus,“ seufzte er. Was ihn oben hielt, war die Dichtung und der Verkehr mit den

Göttinger Freunden. Er bemühte sich nun ganz, zum Volksdichter zu werden. Er hatte Percys „Relics of ancient English Poetry“ und Herders Ossianaufsatz mit der größten Begeisterung gelesen, sein Ziel war jetzt, die deutsche Literatur mit ähnlichen Liedern und Balladen zu bereichern. In der Sammlung „Aus Daniel Wunderlichs Buche“ veröffentlichte er 1776 einen „Herzensausguß über Volkspoesie“. Es ist, als ob er spürte, daß der Naturalismus des Sturms und Drangs auf dem Wege sei, sich in Weimar zu einem neuen Klassizismus zu läutern. Schon 1775 schrieb er Boie, sein Enthusiasmus für die Volkspoesie steige immer höher. Vor den klassischen Dichtarten fange ihn bald an zu ekeln. Gegen die klassische Dichtung stemmt er sich mit dem ganzen Gewicht seiner Bauernnatur. Denn nicht nur Zeugnis des literarischen Wollens ist der Herzensausguß, sondern auch Ausdruck eines ungeordneten und sinnlichen Charakters. Der edle Enthusiasmus von Herders Sprache im Ossianaufsatz ist ins Rohe, Marktschreierische verzerrt. Er schimpft auf die „Quisquiliengelahrtheit“ der Deutschen, daß die deutsche Muse „keine deutsche Menschengesprache, sondern vel quasi eine Göttersprache stammeln soll“. Er will das bildungs- und gesellschaftsmäßig abgestufte deutsche Volk wieder in ein einheitliches Ganze umformen und diesem eine Poesie schaffen. „Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen ebenso sehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken werde. Dies sei das echte Non plus ultra aller Poesie!“ An Boie schrieb er 1777: „Es ist je gewißlich wahr und ein teures wertes Wort, daß Popularität in jeder Gattung der Poesie keine Schimäre ist . . . Es ist kein Gegenstand der Poesie, der nicht populär behandelt werden könnte.“ Seine eigenen Gedichte, vor allem die „Lenore“, sollten Proben dieser Volksdichtung sein. Begreiflich, daß solche Aussprüche, in denen Wahres und Falsches vermischt in der Maske eines neuen Evangeliums sich vorstellte, den Spott des alten Aufklärers Nicolai weckten. Wenn derartige Ansichten ins Volk drangen, so war ja das Bildungswerk, an dem er so eifrig arbeitete, aufs höchste gefährdet. So gab Nicolai gegen Bürger in zwei Bändchen seine Volksliedersammlung „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder“ heraus (1777/78) und schickte jedem Teile eine Einleitung voraus, die Bürgers „Daniel Wunderlich“ durch die Gestalt eines Schusters Daniel Seuberlich parodierte.

Damals hatte die Sinnlichkeit, die ihm Natur hieß, auch den Menschen Bürger in schwere Kämpfe verstrickt. Er hatte Anfang 1774 seinen Amtssitz nach Niedeck verlegt und hatte da die Familie des Amtmanns Leonhart kennengelernt. Mit der damals achtzehnjährigen

Dorette verlobte er sich noch im gleichen Jahre. Bevor es aber zur Heirat kam, verliebte er sich leidenschaftlich in ihre zwei Jahre jüngere Schwester Auguste („Molly“). „Schon als ich mit der ersten Schwester vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite in meinem Herzen“, gestand er später Elise Hahn. Er konnte aber seine Verlobung nicht mehr aufheben, da er Dorette sich völlig zu eigen gemacht hatte. So fand die Heirat statt. Bürger war nicht der Mann, seine Leidenschaft zu zähmen. Eine Trennung von Molly steigerte sie. Ihren Widerstand gelang ihm um so leichter zu brechen, als auch sie ihn liebte. Sollte Dorette den Vater ihrer Kinder der Schwester überlassen? Sie sah ein, daß es außer ihrer Macht war, ihn zum Verzicht zu bewegen. Sie wollte aber auch selber ihn nicht preisgeben. So willigte sie ein, daß die Schwester ins Haus genommen wurde und fortan neben ihr, der rechtmäßigen Gattin, als Bürgers Geliebte an seiner Seite lebte. „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen.“ Was Bürger nach Jahren in der Beichte für Elise Hahn als „Rettung vom Verderben“ bezeichnete, war in gleicher Weise der Grund zum Verderben. Es zu beschleunigen, kamen äußere Schwierigkeiten zu den Ehwirren hinzu. Bürger war kein guter Beamter. Von Natur ungeordnet, vernachlässigte er über Vergnügungen mancher Art, über literarische Arbeiten, über seinen häuslichen Sorgen die Amtsgeschäfte und mußte immer wieder Straf gelder zahlen. Die Stelle als Amtmann trug wenig ein. In seinem Ueberdruß und Leichtsinn tat er das Törichteste, was er tun konnte. Verkündete er als Dichter das Ideal der Volkstümlichkeit, so wollte er nun auch als Mensch zum Volke herabsteigen, pachtete 1780 das Landgut Appenrode und beabsichtigte, Landmann zu werden. „Es ist wahrhaftig nicht unangenehm,“ schrieb er an seinen Freund Goeckingk, „seine Rosse um sich herum wiehern, seine Stiere und Kühe brüllen, Schafe blöken, Schweine grunzen, Gänse und Enten schnattern, Hühner gackern und Tauben murken zu hören. Meine jetzige Hauptliebhaberei ist Gartenbau und Blumenzucht. Ich wühle in der Erde wie ein Maulwurf. Der Schreibtisch stinkt mich an.“ Man kann sich denken, wie lange dieser Zustand dauerte. Ein Landgut ist ein fressendes Uebel für den, der nichts von der Landwirtschaft versteht und kein Geld hat, um den Ausfall immer wieder wett zu machen. Bürger war in diesem Doppelfalle. Es lag nicht in seiner Natur, und er hatte nie gelernt, sich beharrlich einer Sache hinzugeben. Noch war das erste Jahr nicht abgelaufen, so war ihm die Landwirtschaft verleidet. Immer tiefer sank er in den Schlamm einer Schuldenwirtschaft, und 1782 gab er das Landgut, zwei Jahre später die Amtmannsstelle auf. Im gleichen Jahre starb Dorette an der Lungenschwindsucht. Nun heiratete er Molly und verbrachte mit ihr ein paar Monate höchsten

Glückes. Aber schon im Januar 1786 wurde auch sie ihm, nach der Geburt eines Kindes, durch den Tod entrissen.

Damals lebte er in Göttingen. Er hatte sich nach der Aufgabe seines Amtes zur akademischen Tätigkeit entschlossen und hatte 1784, vor allem auf Befürwortung durch den ihm wohlgesinnten klassischen Philologen Heyne, die *Venia legendi* erhalten. Als Lehrgebiet hatte er, bezeichnend genug, selber bestimmt: „Deutsche Geschichte, Altertümer, Literatur, Sprache und Dichtkunst, kurz alles, was deutsch heißt und überhaupt Philosophie des Guten und Schönen.“ Man erfährt, daß er unter der letzteren etwas unbestimmten Bezeichnung vorläufig auch „brauchbaren Unterricht in der lateinischen und englischen, in der Folge wohl auch, weil ich Sprachen mit besonderer Leichtigkeit lerne, in der italienischen, spanischen und griechischen Sprache“, und in Philosophie verstand — fürwahr, auch für das 18. Jahrhundert ein weites Programm, vor allem wenn man bedenkt, daß der Sprachunterricht genaue Kenntnisse verlangte, die er keineswegs besaß. Es gelang ihm denn auch nicht, die Achtung der Studenten und das Zutrauen der Professoren zu gewinnen. Nur Heyne und die beiden Mathematiker Kästner und Lichtenberg verkehrten freundschaftlich mit ihm. Man warf ihm, neben den mangelhaften Kenntnissen, ungenügende Vorbereitung für seine Vorlesungen vor. Empfängliche Studenten wußte er durch die Kunst und das Temperament im Vortrag von Dichtungen hinzureißen. Wer ihm näher trat, konnte, wie August Wilhelm Schlegel, auch in ästhetischer und namentlich metrischer Beziehung manches von ihm lernen. Er war auch einer der ersten, die über die Philosophie Kants lasen. Seine Kritik der reinen Vernunft nannte er sein tagtägliches Erbauungsbuch. „Ich danke Gott für diesen Mann, wie für einen Heiland, der die arme gefangene Vernunft endlich aus den unerträglichen Ketten dogmatischer Finsternis glücklich erlöst hat“ (14. Mai 1787). Man sieht, er hat nur das Umstürzende und Auflösende in Kants kritischer Philosophie, nicht das Aufbauende und Neuordnende erfaßt.

Auf das Wintersemester 1789 erreichte er, daß man ihm den Titel eines außerordentlichen Professors verlieh. Er war damals als Dichter sehr fleißig. 1786 hatte er, nach der englischen Vorlage des Casseler Bibliothekars Raspe, die „Wunderbaren Reisen des Freiherrn von Münchhausen“ herausgegeben. 1789 erschien die zweite Ausgabe seiner Gedichte. Sie verbreitete und festigte seinen Ruhm als Dichter. Aber sie wurde auch der Anlaß zur größten Schmach, die Bürger über sich heraufbeschwor. Im September brachte der Stuttgarter „Beobachter“ ein langes Gedicht, in dem ein „Schwabenmädel“ Bürger seine Verehrung bekundete, ja mehr noch, seine Hand antrug:



„Denn kämen tausend Freier her  
 Und trügen Säcke Goldes schwer  
 Und Bürger zeigte sich —  
 So gäb' ich sittsam ihm die Hand  
 Und tauschte mit dem Vaterland,  
 Geliebter, Dich!“

Die Verfasserin war die durch Schönheit ausgezeichnete, damals zwanzigjährige Elise Hahn. Obgleich das Gedicht „An den Dichter Bürger“ den Untertitel trug: „Nach einem scherzhaften Gespräche bei Lesung seiner Gedichte“ und Elise stets erklärte, es sei als Ausfluß einer tollen Laune zur Auslösung eines Pfandes an einem lustigen Abend entstanden, so war Bürger eitel genug, es als ernst aufzufassen, trat mit Elise in Verbindung und zeichnete für sie, entschlossen sie zu heiraten, seine Lebensbeichte auf. Zu Ostern 1790 reiste er nach Stuttgart. Elise fühlte, als sie den Zweiundvierzigjährigen vor sich sah, bereits ein Erkalten ihrer Liebe, während er in dem Rausche seiner Leidenschaft ein neues, schönstes Glück aufblühen sah. So kam es zur Verlobung und Heirat. Der witzige Kästner, als ihm jemand Bürgers Vermählung mit den Worten mitteilte: „Welch eine Eroberung!“, soll erwidert haben: „Welch eine Niederlage!“

Sie hätte nicht peinvoller sein können. Dem ersten Rausch der Flitterwochen folgte ein schmerzliches Erwachen. Bald hatte Bürger über Elises Vergnügungs-, Putz- und Verschwendungssucht zu klagen. Sie aber warf ihm vor, er habe sie aus einem glücklich angelegten Geschöpf zu einem verzweifelnden, nach Betäubung suchenden Wesen gemacht. Sie waren kaum zwei Monate verheiratet, als sie ihm mit dem Sohne des Orientalisten Michaelis, dem Bruder der späteren Caroline Schlegel, die Treue brach. Und dann folgte ein Liebhaber dem andern. Bürger war lange arglos, während man ihn in der ganzen Stadt als Hahnrei verlachte. Als er schon klare Beweise ihrer Schuld in Händen hatte, war er doch immer wieder bereit, ihr zu verzeihen. Erst als er selber sie im Ehebruch mit einem holländischen Baron, der in Göttingen studierte, überraschte und erst den Liebhaber mit Faustschlägen, Elise mit einem Dutzend Ohrfeigen traktiert hatte, trennte er sich endgültig von dem „verschwenderischen, üppigen, heuchlerischen, verbuhlten und ehebrecherischen Weib“, wie er sie in einem Schreiben an ihre Mutter bezeichnete. Die Ehe wurde geschieden. Elise wurde später Schauspielerin.

Zu dieser Vernichtung von Bürgers menschlichem Ansehen kam ein tödlicher Schlag gegen sein Dichtertum: Schillers Rezension seiner Gedichte in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung von 1791. Nicht nur zwei Persönlichkeiten, auch zwei Zeitalter traten sich gegenüber. Schiller hatte in schwerem Ringen aus der trüben Zwiespältigkeit seiner Jugend sich zur klaren und sittlich reifen Persönlichkeit emporentwickelt, die nun nach eigenem Maßstab die derbe Volkstümlichkeit des Dichters Bürger beurteilte und ihr künstlerisches Ungenügen auf

den sittlichen Mangel des Menschen zurückführte. Zugleich war Schillers Aufsatz der Epilog der Sturm- und Drangdichtung, der Prolog der Klassik. Bürger versuchte, in einer Antikritik Schillers Vorwürfe zu entkräften. Die Zeit aber ging über ihn hinweg, und er fühlte es. Von beiden Schlägen hat er sich nicht mehr erholt. Auch er träumte, wie Schubart, als die französische Revolution ausbrach, von dem Morgenrot einer freieren Zeit, in der die Rechte des Volkes gegen die Uebergriffe der Fürsten gewahrt werden sollten. Es war die vergebliche Hoffnung eines Enttäuschten. Am 8. Juni 1794 erlag er einem Leberleiden.

Das Wesen von Bürgers Persönlichkeit erhellt am besten, wenn man ihn in seiner Beziehung zu Goethe betrachtet. Der „Götz von Berlichingen“ begeisterte ihn zu höchstem Lobe. Er schrieb darüber am 8. Juli 1773 an Boie: „Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen . . . Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Bearbeitung!“ Goethe war ihm der deutsche Shakespeare. Bald darauf schlug Goethe, durch Bürgers Freund Tesdorpf veranlaßt, „die papierne Scheidewand“ zwischen ihnen ein und schickte am 12. Februar 1774 die zweite Auflage des Götz an Bürger. „Unsre Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch“, schrieb er. „Werthers Leiden“ ergriffen Bürger, in dessen Leben ein ähnlicher Konflikt wühlte, noch stärker als der Götz. „Du bist mir“, schrieb er am 6. Februar 1775 an Goethe, „diese Nacht im Traum erschienen und ich habe — mein Weib hat's gehört — in Deinen Armen überlaut geschluchzt“. Worauf Goethe ihm, das Du aufnehmend, schon am 17. Februar antwortete: „Gott segne Dich, lieber Bruder, mit Deinem Weibe, und wenn Du an ihrem Herzen wohnst, denke mein und fühl', daß ich Dich liebe . . . Habe lieb, was von mir kommt. Du bist immer bei mir, auch schweigend wie zeither.“ Man erkennt schon aus diesen wenigen Aeußerungen den Unterschied. Goethes Worte strömen aus der Tiefe eines umfassenden und fruchtbaren Lebensgefühls, die Bürgers aus der Aufgepeitschtheit einer labilen Sinnlichkeit. Aber noch vermochte die leidenschaftliche Ergriffenheit des jungen Geschlechtes von dem heißen Atem der Zeit den Gegensatz zu verschleiern. Im Sommer 1775 schrieb Bürger an Goethe: „O daß ich täglich bei Dir wäre, mit Dir von einem Teller äße, aus einem Becher tränke und auf einer Streu schlief . . .!“ Goethes Antwort vom 18. Oktober 1775, in der unruhvollen Zeit vor der Reise nach Weimar geschrieben, schildert in für Bürger rätselhaften Wendungen den Sturm eigener Gefühle und geht erst im Nachwort auf Bürgers Lage ein: „Wie wirtschaftest Du mit Deinem Weibe? Hast Du Kinder?“ Die Kluft beginnt sich abzuzeichnen. Bürger aber merkt es noch nicht. „Ich bin tot, mein lieber Junge,“ schreibt er Goethe im Januar 1776 nach Weimar, „und in kalten Wasserfluten versoffen. Versaue täglich immer mehr und sterbe täglich immer mehr. Meine

Lebenssäfte sind ausgetrocknet oder erstarrt bis auf die Galle.“ Und dann: „Schreib mir doch mal bei Gelegenheit, ob Du Dich kennst? Und wie Du's anfängst, Dich kennenzulernen, denn ich lern' es nimmermehr und kenne keinen weniger als mich selbst.“ Das war ein Hilfeschrei, gegen den Goethe sich nicht verschließen konnte, so gänzlich anders auch damals sein Leben am Weimarer Hofe sich gestaltete. „Dein Brief, lieber Bruder, tat mir weh, da er mich in einer glücklichen Stimmung traf,“ schreibt er sofort nach Empfang von Bürgers Brief am 2. Februar 1776. Hatte er inzwischen von Bürgers Ehwirren gehört? Es ist kaum möglich, daß es nicht der Fall war. Soll man, wenn er Bürger mit dem gleichen Briefe seine „Stella“ schickt, die eben erschienen war, die Gabe als Zeichen des Einverständnisses oder als Warnung auffassen? Er jedenfalls hatte sich damit begnügt, die Doppelhefte als ein Zusammenleben zu Dreien nur literarisch darzustellen; Bürger lebte sie wirklich. Jedenfalls war Goethe damals schon eine ziemliche Strecke von Bürger abgerückt. Jetzt fühlte er sich nicht mehr mit dem Menschen verbunden, sondern nur noch mit dem Schriftsteller. Bürger hatte angefangen, die Ilias zu übersetzen, und am 26. Februar 1776 ließ Goethe ihm, da er selber „keine Zeit finden könne“, Bürger selbst zu schreiben, durch seinen Diener Seidel mit der Aufforderung, die Uebersetzung zu vollenden, die Liste der weimarischen Subskribenten zuschicken. Als er ihm im Frühjahr dann wieder selber schrieb, war ein kurzes Billett: „Laß Dir's in Deinem Wesen leidlich sein, daß Dir's auch einmal wohl werde. Freu' Dich der Natur, Homers und Deiner Teutschheit!“ Zwei Jahre vergingen, bedeutungsvoll für Goethe, der sich in ihnen eine männlich-sittliche Haltung erarbeitete, trüb und verworren für Bürger, der keinen Ausweg aus seiner Ehetragödie fand. Als Goethe im Frühjahr 1778 wieder an Bürger schrieb, war der Anlaß die Homer-Uebersetzung, die immer noch auf sich warten ließ, während das Geld der weimarischen Subskribenten bereitlag. Und jetzt redete Goethe den einstigen Bruder Bürger mit Sie an. Die Kluft zwischen dem weimarischen Minister und dem Justizamtmanne Bürger war damit auch offiziell bekundet.

Die folgenden Beziehungen zwischen den beiden beruhen auf diesem neuen Verhältnis. Bürger wandte sich im Frühjahr 1781 an Goethe und bat um eine Anstellung in weimarischen Diensten. Goethe behandelte das Gesuch am 30. Mai rein amtlich vorsichtig: Er habe Anlaß und Ursache, vorsichtig zu sein, wenn es sich darum handle, das Schicksal eines Menschen mehr zu übernehmen. Bei Bürger halte er es doppelt für seine Schuldigkeit, aufrichtig und behutsam zu Werke zu gehen. „Machen Sie mich also mit Ihren Umständen näher bekannt.“ Als Bürger ihm darauf am 18. August in einem langen Briefe seine Lage auseinandersetzte, riet ihm Goethe am 20. Februar des folgenden Jahres, er solle sich der akademischen Tätigkeit zuwenden! Wir wissen, daß Bürger Goethes Rat befolgt hat, ohne als Dozent mehr

Glück und Erfolg zu finden. Die Beziehungen fanden ihren Abschluß durch Bürgers Besuch bei Goethe im Frühjahr 1789. Er hatte ihm mit einem höflichen Schreiben die zweite Ausgabe der Gedichte gesandt. Als er, nach langem Bedenken, sich zu Goethe begab, sagte ihm der Kammerdiener, seine Exzellenz sei wohl zu Hause, aber eben im Begriffe, mit dem Herrn Kapellmeister Reichhardt eine von dessen neuesten Kompositionen zu probieren. Bürger ließ sich melden und wurde in ein Audienzzimmer geführt. Nach einiger Zeit erschien Goethe, erwiderte Bürgers Anrede „mit einer herablassenden Verbeugung“, nötigte ihn auf das Kanapee und fragte ihn nach der Frequenz der Göttinger Universität. So erzählt Nicolai nach Bürgers Bericht — beide nicht durchaus einwandfreie Zeugen. Wenn Goethe sich wirklich so kühl zeremoniell gegen den ehemaligen Duzfreund benommen hat, so war daran sicherlich nicht nur der Unterschied der gesellschaftlichen Stellung schuld, sondern eher der der Lebensauffassung. Bürger, mit der Ungeordnetheit seines Lebens, seiner Unbeherrschtheit und Unzuverlässigkeit, war ihm als Mensch völlig fremd geworden.

Aber auch der Dichter hatte ihn enttäuscht. Goethe hatte sich in Italien zur klassischen Kunstanschauung emporgeläutert, und Bürger war in dem trüben Naturalismus einer „volkstümlichen“ Dichtung steckengeblieben. Er vermochte nicht, seine Gedichte aus dem seelisch-geistigen Grunde seiner Persönlichkeit organisch hervorzuwachsen zu lassen. Er schuf sie nichts weniger als genialisch: Er fühle die lebendige Quelle nicht in sich, schreibt er 1772 mit Anspielung an Lessings bekannten Ausspruch. Er zeichnete seine Gedichte auf Grund eines Einfalles oder nach einer fremden Anregung, mühsam auf, feilte lange daran und beriet sich mit seinen Freunden, vor allem Boie, über den besten sprachlichen Ausdruck. So gab er seinen Gedichten den Schein künstlerischer Wirkung. „Lenore“, einst viel bewundert, ist in wochenlanger Arbeit und unter Teilnahme des Göttinger Hain — „der ganze Hain hat accouchiern helfen,“ bekannte Bürger selber — ein eigentliches Bravourstück, jedenfalls alles andere als ein Volkslied geworden. Echt volkstümlich sind „Das Lied vom braven Mann“ und „Der Kaiser und der Abt“. Im Grunde war ihm die äußere Kunstfertigkeit alles, mit der er die Zuhörer hinreißen konnte. Als er die „Lenore“ gedichtet, schrieb er an Boie: „Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! ruf auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! . . . Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe.“